

Wenn in Nepal die Götter gewaschen werden, im Innenhof eines Tempels, vergeht die Zeit sehr langsam. Nur Bürstengeräusche und plätscherndes Wasser sind zu hören. Die Vielarmigen, gewohnt, mit den Erscheinungen der Welt zu jonglieren, liegen auf dem Rücken. Ihre Mauernischen, in denen sie sonst tanzen, von Gläubigen mit rotem und gelbem Farbpuder bestäubt, haben sie für eine Weile verlassen, und nun blicken sie in den leeren Himmel, während sie geschrubbt werden. In ihren Händen halten die Götter Symbole: die Keule, das Muschelhorn, das Rad, den Lotos, das Schwert, den Dreizack, die Trommel, den Pfeil. Noch im Liegen sind hinduistische Statuen von Gebärden und Attributen umgeben wie von einem Halo. Die Welt wirbelt um sie, kreist, verwandelt sich ständig. Sie, die tanzend erstarrten Blitzableiter zwischen Himmel und Erde, erhalten den Wandel. Brahma schläft und erwacht im kosmischen Rhythmus; Shiva schlägt seine Trommel; Vishnu bläst das Muschelhorn, um die Weisheit zu verbreiten, die er während zahlloser Gestaltwerdungen angesammelt hat. Die Nepalesen, die die Götter waschen, knien selbstvergessen stumm auf dem Boden. Sie beugen sich über die Statuen. Ein kleiner Hund, mit dem Kopf zwischen den Pfoten, sieht ihnen zu. Von draußen kommt abgeschwächt der Lärm des Verkaufens in den Tempelhof. In Hunderten zur Straße offenen Zimmern sitzen Anbieter und fächern die immer gleichen Waren immer wieder anders auf. Reis und Gemüse haben sie, Stoffe, Gewürze, Schuhe und Blechkessel. Jeder einzelne hockt in einer Bienenwabe, konzentriert und emsig wartend, dabei auf die Füße derer starrend, die sich zu Hunderten vorbeischieben und vielleicht etwas kaufen möchten: vielleicht einen Läusekamm aus China, vielleicht ein Päckchen indischen Tee, vielleicht rotes oder gelbes Farbpulver, um die Götter damit zu ehren, die jetzt wie Neugeborene vom Boden des Tempelhofs hochgenommen und in ihre Nischen zurückgestellt werden. Vielarmig und gewohnt, mit den Erscheinungen der Welt zu jonglieren, sind sie wieder an ihrem Platz. Brahma schläft; Shiva trommelt; Vishnu hält die Muschel. Jeder von ihnen fühlt eine Bienenwabe aus, in der er geduldig darauf wartet, daß die Menschen sich verneigen, weil sie einen Aspekt des Universums zu erkennen glauben.

★

Wenn in Nepal Wäsche trocknet, hängt sie über den steinernen Tempelwächtern und macht sie für eine Weile blind. Die gewaltigen Ringer, stärker als zehn Männer, die Elefanten, die zähnebleckenden Löwen, die Greifen, die Göttinnen

Byagnini und Singhrini, mit übernatürlichen Kräften ausgestattet – sie alle, die sie hinduistische Heiligtümer schützen, sind eingehüllt von nassen Tüchern. Und die weißen Löwen und Elefanten, die vor den buddhistischen Stupas stehen, erleiden das gleiche Schicksal. Nicht nur der Sockel der Stupas ist mit Hemden, Hosen und Saris bedeckt, sondern auch die Wächter nutzt man als willkommene Hindernisse. Während Nepals Wäsche auf ihnen trocknet, müssen sie beide Augen zudrücken. Sie spüren zwar, daß das Leben weitergeht, daß Kinder auf ihnen herumklettern, daß neben ihnen Obst und Gemüse ausgewogen wird, daß die Luft um sie voll ist vom Hupen und Schreien der Rikscha- und Taxifahrer, daß Touristen die Linsen ihrer Kameras auf sie richten – doch all das dringt gedämpft durch die bunten Stoffe bis zu ihnen, wie eine ferne Geschichte. Sie riechen die Wäsche. Sie riechen das Wasser des Flusses Bagmati. In ihren Erinnerungen läuft der Fluß durch Kathmandu, ohne Ufer aus schwärendem Müll zu haben. In ihren Erinnerungen liegen keine halbverwesten, aufgebrochenen Büffel in einem Bett aus Plastikflaschen. Sie denken an einen Fluß, der die Behausungen der Lebenden streifte und die Asche der Toten mitnahm, ohne sich zu trüben. Jetzt gibt es diesen Fluß nur noch dem Namen nach. Die Ringer und Elefanten, Löwen und Greifen, hellsichtig unter ihren Tüchern, träumen von den alten Zeiten. Sie sind so zuverlässig, wie steinerne Tempelwächter sein müssen. Obwohl regelmäßig geblendet von trocknender Wäsche, wehren sie jeden Widersacher der Götter ab; für die Menschen und die Flüsse aber, die beide immer schutzbedürftiger werden, können sie nichts tun.

★

Wenn in Nepal ein Mädchen als lebende Göttin ausgewählt wird, verbirgt man sie in einem Haus, dessen schwarze Fensterhöhlen leer bleiben. Niemand beugt sich in den Innenhof, um die neugierig murmelnden Touristen zu betrachten. Alles scheint unbewohnt zu sein, aber manchmal hört man die Stimme der kleinen Göttin, die irgendwo hinter den Fensteröffnungen redet. Sie heißt Kumari. Ihr Haus, in dem man sie unter Obhut eines Wächters solange aufbewahrt, bis sie zum ersten Mal blutet, steht in der Nähe des Königspalastes. Sie verläßt es ein einziges Mal im Jahr, getragen in einer Sänfte, umgeben von einem riesigen Fest zu Ehren des Götterkönigs Indra, aber auch ihr zu Ehren, da sie Taleju, die Schutzgöttin der nepalesischen Hindu-Könige, verkörpert. Kumaris Aufgabe ist es, alljährlich die Macht des Königs rituell zu bestätigen. Ihre Lidstriche sind verlängert bis zu den Schläfen; ihre Stirn ist bedeckt

PATRICIA GÖRG

# Wenn die Götter gewaschen werden

Im Kathmandu-Tal in Nepal



MORGENS wird im Kloster sauber gemacht

Photo: Mahnert-Lueg Verlag

von einem roten, geschwungenen Dreieck, ihr drittes Auge öffnet sich golden mit schwarzer Pupille. Unter Kumaris edelsteinbesetztem Kopfschmuck erscheint während der ganzen Prozession kein Lächeln. Sie sieht, daß die Welt außerhalb

ihres Hauses eine Masse Tausender bewegter Gesichter ist. Dann bringt man sie wieder zurück ins verborgene Leben. Unten im Hof murmeln neugierig die Touristen. Kumari zeigt sich nicht am Fenster. Sie darf nicht fotografiert werden. Die Tou-

risten haben über sie gelesen und stehen lange im Innenhof, auf ihr unverhofftes Auftauchen wartend. Sie fotografieren die prachtvoll geschnitzten Fensterrahmen, die lauter Schwärze einfassen. Als sie beinahe damit zufrieden sind, etwas Unsichtbares gesehen zu haben, kommen ein einheimischer Reiseführer und zwei Japaner in Kumaris Hof. Der Reiseführer ruft. Er verhandelt mit dem Wächter der lebenden Göttin. Das Touristengemurmel verstummt plötzlich. Kumari, wie ein Spuk, ist flüchtig an einem Fenster, und in diesem Moment legen die Japaner ihre Hände vor der Brust zusammen und verneigen sich tief. Als sie sich wieder aufrichten, hört man in der Stille die Stimme eines kleinen Mädchens, die von irgendwo aus der Tiefe des Hauses kommt und nicht sehr glücklich klingt.

★

Wenn in Nepal die Nacht beginnt, halten einzig die Götter ihre Augen weiterhin offen. Am Rande des Kathmandu-Tals, aufgemalt auf den Stupa von Swayambunath, wachen die allsehenden Augen Buddhas über Wolken, Berge und Menschen. Sie blicken in alle Himmelsrichtungen. Sie sehen Schnee und mit heiligen Formeln beschriftete Steine; sie sehen flatternde Gebetsfahnen; sie sehen Hunde, die durch die Stadt streunen und heulen. Sie sehen den Mahabuddha-Tempel, über und über bedeckt mit 3341 winzigen Skulpturen des Erwachten – ein lückenloses, Gestalt gewordenes Mantra, das sich in den Himmel emporwindet. Swayambunath schüttelt leise seine Glöckchen im nächtlichen Wind. In den Bäumen ringsum sitzen schlafende Affen. Das Fernsehprogramm, das nepalesische Musiker beim Musizieren zeigte, ist schon lange erloschen. Es war ein kurzer Schein in wenigen Häusern. Über dem ganzen Tal, vom Palast des Königs bis zu den Wellblechbaracken an den Ausfallstraßen, liegt jetzt die Nacht, nur dort unterbrochen, wo sie auf die Götter trifft und in kosmische Strudel gerät. Vishnu, der Erhalter, vier Meter lang, aus einem einzigen Stein gehauen, ruht ausgestreckt auf der vielköpfigen Schlange der Ewigkeit, die auf dem Urozean schwimmt. Er ist mit Blüten bestreut und mit rotem und gelbem Farbpuder bestäubt. Einige Blüten fielen neben ihn, ins schwarze Wasser, das manchmal, wenn Wind aufkommt, leicht gegen den Ruhenden schlägt. Vishnu ist das Zentrum des Alls. Unbewegt schaut er in die Sterne. Sämtliche mögliche Welten sind in ihm und können nur aus ihm werden. Er entfaltet sie aus seinem Nabel. Nachts scheint Vishnu in Nepal den Atem anzuhalten und träumerisch darüber nachzudenken, ob er die Wirbel und Metamorphosen fortführen soll, in deren Schatten er mit offenen Augen liegt.